

Alex Berg

# Die Marionette

Thriller

KNAUR TASCHENBUCH VERLAG

Das Zitat auf Seite 375 ist entnommen:  
Heike Groos, *Ein schöner Tag zum Sterben, Als Bundeswehrärztin in  
Afghanistan*, Frankfurt am Main 2009.  
Mit freundlicher Genehmigung der S. Fischer Verlag GmbH.

**Besuchen Sie uns im Internet:**  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Originalausgabe November 2011  
Copyright © 2011 Knauer Taschenbuch  
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knauer Nachf. GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Dieses Werk wurde vermittelt durch die  
Michael Meller Literary Agency GmbH.  
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagabbildung: Getty Images, © Kevin Summers  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-426-50899-2

2 4 5 3 1

Immer mehr Bundeswehrsoldaten leiden nach Einsätzen in Afghanistan unter ihren traumatischen Erlebnissen. Die Zunahme ist auf die verstärkten Kampfhandlungen im deutschen Einsatzgebiet in der Region Kundus zurückzuführen. Feuergefechte und Raketenbeschüsse, das permanente Gefühl der Bedrohung und der Anblick von getöteten Kameraden hinterlassen gravierende Spuren. Für die Behandlung der traumatisierten Soldaten ist die Bundeswehr nicht ausreichend gerüstet. Für die rund fünftausend Soldaten im Afghanistan-Einsatz steht ein Psychiater zur Verfügung.

Nach ihren Einsätzen kehren die Soldatinnen und Soldaten in ihre Heimat zurück. Ihre traumatischen Erlebnisse machen sie zu tickenden Zeitbomben. Wir können ihnen überall begegnen. Jederzeit. Sie sind unter uns. Unerkannt. Ausgebildet, um zu töten.



# 13. Mai

## Region Kundus, Afghanistan

Mit hellem Schimmer kündigte sich der Morgen hinter den schneebedeckten Berggipfeln des Hindukusch an. Im nächsten Augenblick schon glitt die Sonne über den Kamm und tauchte das Land in goldenes Licht. Es gab keine Dämmerung in Afghanistan, kein langsames Erwachen. Von einem Augenblick auf den nächsten war der Tag da, vertrieb die beißende Kälte und Dunkelheit der Nacht. Katja Rittmer verfolgte das grandiose Schauspiel, während sie auf dem Beifahrersitz des Sicherungsfahrzeuges dem Konvoi durch die karge Landschaft im Norden Afghanistans folgte. Obwohl sie schon seit einigen Monaten im Land war, war sie jedes Mal aufs Neue fasziniert von der wilden Schönheit, die sich ihr offenbarte. Sie riss eine neue Zigarettenpackung auf und beobachtete, wie die Sonne schnell höher stieg. Gleißende, brennende Helligkeit breitete sich aus, zeichnete scharfe Konturen und vertrieb die Schatten aus der Schlucht, auf die sie zuhielten. Landmarken tauchten auf. Katja erkannte die Brücke, den alten Baum daneben. »Die erste Etappe haben wir geschafft«, sagte sie zu Tobias, ihrem Fahrer, und klemmte sich eine Zigarette zwischen die Lippen. Sie kam nicht mehr dazu, sie anzustecken.

Mit einem ohrenbetäubenden Krachen riss die Straße in einer Fontäne aus Staub und Gestein auf. Felsbrocken flogen durch

die Luft wie Kieselsteine und mit ihnen das Sanitätsfahrzeug vor ihnen. Tobias trat hart auf die Bremse und riss das Lenk­rad ihres Wagens herum, der schlingernd von der Schotter­piste abkam. »Spring!«, schrie er ihr zu, bevor er selbst die Tür aufstieß. Sie schlug hart im Sand auf, scharfkantige Steine bohrten sich trotz der schusssicheren Weste durch den Stoff ihrer Uniform. Metall ächzte und Scheiben barsten, als sich das gepanzerte Fahrzeug nur wenige Meter entfernt über­schlug. In unmittelbarer Nähe schlug erneut eine Rakete ein. Katja warf sich zur Seite und legte schützend die Hände über den Kopf. Gestein prasselte auf sie herab. Sie musste eine Deckung finden. Auf allen vieren kroch sie hinter einen Fels­vorsprung und drückte sich gegen den schroffen Stein. Ihr Atem ging schnell. Ihr Herz schlug wild. Weitere Detona­tionen erschütterten das Gelände. Dichter, gelbbrauner Staub nahm ihr die Sicht. Schreie, Gewehrfeuer zerrissen die Luft. Sie griff nach ihrer Waffe und legte an, als sich ein Schemen aus dem Staub löste und auf sie zustolperte. Erst im letzten Moment erkannte sie Tobias. Er hatte seinen Helm verloren, und in seinen Augen lag Todesangst. Sie sprang aus ihrer Deckung und riss ihn zu Boden. »Verdammt«, brach es aus ihr heraus. »Warum passt du nicht auf?« Ein Zittern durchlief seinen Körper, warmes Blut rann über ihre Finger und ver­mischte sich mit dem Staub. Er war tot.

Unvermittelt war es vorbei. Katja schob sich vorsichtig aus ihrer Deckung. Nichts rührte sich. *Hit and run*, Zuschlagen und Verschwinden, das war die Taktik der Aufständischen, dieser Guerilla-Armee, die ihre Angehörigen überall ver­steckt hatte. In jedem der verdamnten armseligen Dörfer mussten sie mit den Taliban und ihren Sympathisanten rech­nen. Sie mischten sich unter die Bevölkerung, unerkant,

immer bereit für den nächsten Angriff. Katjas Finger schlossen sich fester um den Griff ihres Sturmgewehrs. Der Staub hatte sich gelegt, und sie starrte auf brennende Fahrzeugwracks, auf Leichen, die in der gleißenden Sonne lagen. So viele Tote. Katja schluckte und vermied den Blick in die starren Gesichter. Nichts rührte sich. Nur das Prasseln der Flammen und das Surren der Fliegen, die sich sofort auf den reglosen Körpern niederließen, waren zu hören. Sie kannte jeden einzelnen der Gefallenen, die auf dieser Fahrt unter ihrem Kommando gestanden hatten, die ihr vertraut und sich auf ihre Erfahrung verlassen hatten, diesen Konvoi zu sichern. Flüchtige Bilder tauchten vor Katjas innerem Auge auf, hier ein Lächeln, dort ein verlegener Blick. Sie erinnerte sich an den Klang ihrer Stimmen, Gesprächsfetzen, an ihre Hoffnungen und Ängste, und atmete gegen das Entsetzen an, das der Anblick der Leichen, gepaart mit diesen Erinnerungen, in ihr auslöste. Wenn sie überleben wollte, durfte sie es nicht zulassen. Nicht jetzt. Die Gefahr war noch nicht gebannt. Sie sicherte nach allen Seiten, dann huschte sie geduckt über das freie Stück zurück zur Straße, wo sich die übrigen Transport- und Panzerfahrzeuge wie dunkle Schatten vor der kargen Landschaft abhoben. Sie musste einen Notruf absetzen.

Der Sprengsatz hatte einen riesigen Krater in die Straße gerissen. Schutt und Geröll bedeckten die Fahrzeuge des Konvois. Sie stemmte eine Tür auf. Der Laptop am Armaturenbrett funktionierte noch. Schweiß tropfte von ihrer Stirn auf das Gerät, während sie den Code eingab. Den einen Code, den sie alle fürchteten. Sie wischte sich über das Gesicht und blickte mit zusammengekniffenen Augen über die zerstörte Straße. Würde die Einsatzleitung im Stützpunkt die amerikanischen Hubschrauber zur Bergung anfordern oder würden sie mit Fahrzeugen kommen? Dann konnte es Stunden dauern. Sie

ahnte nicht, dass genau zu diesem Zeitpunkt, nur sechzig Kilometer entfernt, Soldaten einer anderen Einheit ebenfalls in einen Hinterhalt geraten waren, sich ein verzweifeltes Feuergefecht mit ihren Angreifern lieferten. Ihr Notruf wurde aus unerfindlichen Gründen diesem Trupp zugeordnet.

Katja warf einen letzten Blick über die Straße. Sie musste wieder raus, die anderen finden. Sie konnte, durfte nicht die einzige Überlebende sein.

Sie hörte das leise Wimmern erst, als sie schon fast bei ihnen war. Die beiden lagen zusammen. Übereinander, wie lieblos geworfene Puppen. Sie waren bewusstlos, ihre Körper befanden sich im Schockzustand, ausgelöst durch Blutverlust und Schmerz. Ein dritter lag in ihrer Nähe, starrte sie an, die Augen weit aufgerissen, die Hände auf den Bauch gepresst.

»Ruhig, Mirko«, flüsterte sie. »Ich bin es, Katja.«

Er erkannte sie nicht.

Sie öffnete den medizinischen Notfallkoffer, den sie aus dem Wagen mitgenommen hatte. Mirkos Atem ging schneller. Sie biss sich auf die Lippen, als sich sein Griff lockerte und fahlweiße Gedärme zwischen seinen Fingern hervorquollen. Sie ließ das Verbandszeug links liegen, tastete nach der Oberschenkeltasche seiner Uniformhose und zog den Autoinjektor heraus. Sie versuchte, flach zu atmen, als der Gestank seiner Eingeweide sie erreichte. Hastig presste sie das Instrument auf seinen Oberarm, und die Nadel schoss durch den Uniformstoff in seine Haut.

»Halt durch«, flüsterte sie. »Lass nicht los.« Sie wusste nicht, ob Mirko sie hörte. Sein Stöhnen besaß nichts Menschliches mehr. Sie verabreichte ihm eine zweite Dosis aus ihrem eigenen Injektor. Endlich begann das Morphin zu wirken. Katja strich ihm über die Wange, während er langsam wegdam-



merte. Es war noch keine zwei Tage her, dass dieser Mann ihr die Bilder seines Sohnes gezeigt hatte, eines winzigen, schrumpeligen Säuglings, der noch die Male der Geburt trug. Sie erinnerte sich an das Leuchten und den Stolz in seinen Augen, und ihre Finger verharrten unwillkürlich auf seiner Haut, auf der sich Schweiß und Staub zu einem grauen Film vermischt hatten. Sie spürte der Wärme darauf nach, dem letzten Hauch von Leben. »Wenn ich dich nur retten könnte«, flüsterte sie, »damit du ihn wenigstens einmal selbst halten könntest.«

Mirkos Atem wurde schwächer. Seine verkrampften Finger lösten sich, gaben den Blick frei auf die zerrissene Bauchdecke, Blut und das Knäuel der Gedärme, während seine Hände langsam an seinen Seiten herabglitten. Katja wandte sich schauernd ab, nicht ahnend, dass sie sich nur zu bald wünschen würde, an seiner Stelle gestorben zu sein.

Die Sonne erreichte ihren höchsten Stand und brannte auf sie nieder. Die Luft flirrte vor Hitze, schmerzte in ihren Augen. Waren da Schatten am Rand ihres Blickfelds? Sie entsicherte ihr Gewehr. Im selben Augenblick schlug ein Schuss neben ihr im Sand ein. Ein plötzlicher Schlag, ein glühender Schmerz in ihrer Schulter. Blut färbte ihre Uniform dunkel.

\* \* \*

Ein Stabsarzt beugte sich über sie. »Können Sie mich hören?« Sie nickte wortlos. Ihre Kehle war staubtrocken, wie immer nach einer Narkose. Sie blinzelte in das helle Licht der Deckenbeleuchtung ihres Krankenzimmers, bemerkte aus dem Augenwinkel den Tropf neben ihrem Bett, das Blinken der Geräte, an die sie angeschlossen war.

»Ich hab Ihnen zwei Andenken mitgebracht.« Der Mediziner legte etwas in ihre Hand, schloss ihre Finger darum. Katja spürte kaltes schweres Metall. Die Geschosse aus ihrer Schulter. Ihre Trophäen. Ein Andenken für die Überlebenden. Sie hatte überlebt. Und für einen Augenblick verdrängte die Erleichterung darüber die Trauer über die gefallenen Kameraden. Doch der Augenblick währte nur kurz.

## 15. Mai

Sie schrak aus einem unruhigen Schlaf voller düsterer Träume auf. Heftig ein- und ausatmend, sah sie orientierungslos auf die geschlossenen Jalousien, durch die helles Sonnenlicht in feinen Streifen auf ihr weißes Laken fiel, und erstarrte, als ihr Blick auf den hochgewachsenen Mann fiel, der neben dem Fenster im Halbdunkel stand. Er bemerkte, dass sie wach war, und trat einen Schritt näher.

»Eric«, stieß sie unsicher hervor, als sie ihn erkannte.

Eric Mayer lächelte, aber es war ein Lächeln, das seine dunklen Augen nicht erreichte. »Wie geht es dir?«, fragte er.

Seine Stimme weckte Erinnerungen. Wie lange war es her, seit sie sich das letzte Mal gesehen hatten? Fünf Jahre? Er hatte sich nicht verändert, sah noch immer gut aus. Das dichte dunkelbraune Haar militärisch kurz, nur die Uniform war einem teuren dunklen Anzug gewichen. »Warum bist du hier?«, wollte sie wissen. Sie hatte gehört, dass er inzwischen beim Bundesnachrichtendienst war. Der Mann für die besonderen Aufgaben. Es wunderte sie nicht. Er war schon während ihrer gemeinsamen Zeit beim KSK regelmäßig für verdeckte Operationen und Spezialaufklärung abgezogen worden.

Er räusperte sich. »Eine interne Untersuchung zu dem Anschlag auf deinen Konvoi läuft bereits.«

Kälte breitete sich in ihr aus bei seinen Worten. Das Krankenzimmer mit seinen kühlen weißen Wänden und Laken löste sich auf, und vor ihr tauchte ein gekrümmter Körper auf, Blut und helle Gedärme, die zwischen kraftlosen Fingern hervor-

drängten. Sie schluckte hart. »Ich nehme an, du leitest diese Untersuchung.«

Er nickte kurz und zog sich einen Stuhl heran. »Es steht eine schwere Anschuldigung gegen dich im Raum.«

»Ich weiß«, erwiderte sie, bemüht, ihre Stimme selbstsicher klingen zu lassen. »Aber ich habe Mirko nicht getötet. Ich habe ihm Morphin gegeben, um die Schmerzen zu lindern.«

»Dem medizinischen Bericht zufolge hast du ihm die doppelte Dosis verabreicht.«

»Ich habe ihm so viel injiziert, wie nötig war«, widersprach sie und sah wieder den länglichen Autoinjektor in ihren von Staub, Blut und Schweiß verdreckten Fingern vor sich. »Du weißt, dass das Morphin nicht immer wirkt, wenn die Soldaten die Injektoren zu lange bei sich tragen.« Sie ballte ihre Faust. »Ich hätte alles getan, um Mirkos Leben zu retten. Aber er hatte keine Chance.«

Mayer ging nicht auf ihre Bemerkung ein. »Sie haben sich deine Akte angesehen und den Fall 2006 in Somalia wieder ausgegraben.«

Ungläubig starrte sie ihn an. Somalia. Der Einsatz mit der internationalen Spezialeinheit. »Du weißt, was damals passiert ist«, stieß sie wütend hervor, »du warst dabei.«

»Deshalb bin ich hier«, sagte er ruhig. »Jemand will dich augenscheinlich loswerden, und ich wüsste gern, warum.« Er lehnte sich auf seinem Stuhl nach vorn und fixierte sie scharf. »Du hast gegenüber deinem Vorgesetzten erwähnt, dass du den Tatort noch einmal untersuchen willst«, sagte er. »Was ist passiert?«

Sie antwortete nicht gleich. Eric strahlte eine Autorität aus, der sie sich nur schwer entziehen konnte. Aber konnte sie ihm vertrauen? Er vertrat inzwischen das politische Berlin. Die andere Seite. Die, die nicht von Krieg sprach, wo Krieg

war. Im Gegensatz zu den Politikern wusste er jedoch, wie es sich *dort draußen* anfühlte. Er kannte die Angst, die die Sinne schärfte bis ins Unerträgliche. Wusste, was sie auf Dauer mit einem machte. »Die Taliban waren uns nicht nur überlegen, weil sie das Gelände kannten«, erwiderte sie schließlich vorsichtig.

Mayer sah sie aufmerksam an.

*Jemand will dich augenscheinlich loswerden.* Es gab keine Geheimnisse, sonst wäre Eric nicht hier. Aber wer steckte dahinter, wer konnte wissen, was sie herausgefunden hatte? Zögernd zog sie die Schublade ihres Nachttisches auf, tastete nach der Streichholzschachtel, die darin lag, und reichte sie Mayer. Er zog sie auf und hielt die Projektile, die er darin fand, nachdenklich ins Licht. Genau wie sie kannte er sich aus mit Munition. Das hochwertige Material hatte nur wenig unter dem Aufprall auf ihren Knochen gelitten. Was sie hier vor sich hatten, stammte nicht aus dem Nachlass der russischen Armee. Das war deutsche Wertarbeit. Wortlos gab er ihr die Kugeln zurück. »Woher hast du die?«, fragte er schließlich.

»Sie steckten in meiner Schulter.«

»Wer weiß noch davon?«

»Niemand außer dir.«

»Und der Arzt?«

Katja schüttelte den Kopf. Der Arzt, der die Projektile aus ihrem Körper herausoperiert hatte, hatte keine Ahnung gehabt, wie brisant dieses Andenken war, das er ihr vermacht hatte.

»Wie kommen die Taliban an deutsche Ausrüstung?«, fragte sie bitter.

Er blieb ihr die Antwort schuldig, und sie fragte sich, ob er wirklich so ahnungslos war, wie er sich gab.

»Wir sind in eine Falle gelaufen«, sagte sie anklagend. »Unse-

re Soldaten hätten da draußen nicht sterben müssen, wenn wir nur gewusst hätten, was uns erwartet.« Sie rang plötzlich mit ihrer Fassung. »Wenn wir besser ausgerüstet gewesen wären und rechtzeitig Hilfe bekommen hätten.«

Sein Gesichtsausdruck zeigte ihr, dass er wusste, wovon sie sprach, doch bevor er etwas sagen konnte, erschütterte eine Detonation das medizinische Rettungszentrum. Gleich darauf heulten die Sirenen. Er trat ans Fenster, schob die Jalousie auseinander. »Berlin kann nach den letzten Anschlägen nicht mehr über die Missstände vor Ort hinwegsehen. Sie werden in Ausrüstung und Ausbildung investieren müssen. Das Umdenken hat längst begonnen ...«

Seine Stimme verlor sich. Die Detonation dröhnte in ihren Ohren, jagte ein Zittern durch ihren Körper und beschleunigte ihren Puls. Das Krankenzimmer löste sich auf. Sengende Sonne, Staub, der Geruch von Blut ... Sie atmete dagegen an, zerdrückte die Schachtel mit den Projektilen in ihrer Faust ... So viele Tote ...

»... und du wirst nach Deutschland zurückgeschickt werden.« Die Bilder verblassten, verdrängt von Mayers Stimme. Er sah noch immer zum Fenster hinaus.

Ihr Mund war trocken. Hatte er etwas bemerkt? Sie fuhr sich mit der Zunge über ihre Lippen. Räusperte sich. »Ich ... bin bereits darüber informiert worden«, erwiderte sie und stellte erleichtert fest, dass ihre Stimme ihr wider Erwarten gehorchte.

Er wandte sich vom Fenster ab und vergrub seine Hände in den Taschen seiner Hose. Noch immer verriet sein Gesicht nichts, verbarg er seine Gedanken und Gefühle hinter jener glatten Maske, die schon seine Stärke gewesen war, als sie noch zusammen in einer Einheit dienten, und gerade deswegen wusste sie, dass er noch nicht fertig war, dass da noch

etwas wartete, das sie beide wohlweislich bislang nicht angesprochen hatten. Sie wappnete sich, wünschte sich, er würde schweigen.

»Du weißt von Chris?«, fragte er jedoch wie erwartet.

Diese Frage aus seinem Mund zu hören, seinen Blick zu spüren, schmerzte noch mehr, als sie befürchtet hatte. Sie biss die Zähne zusammen, nickte unmerklich und konzentrierte sich auf einen Punkt an der Wand hinter ihm. Chris hatte den zweiten Konvoi begleitet, der zeitgleich in einen Hinterhalt geraten war. Sechs Tote und vier Schwerverletzte. Sie verbot sich, daran zu denken, was das bedeutete. Wie diese Nachricht all ihre Träume, all ihre Hoffnungen mit einem Schlag zerstört hatte.

\* \* \*

## Mazar-i-Sharif, Afghanistan

Eric Mayer versuchte, nicht auf das Bett zu schauen, auf die fehlende Wölbung unter der Decke. Es war ein gespenstischer Anblick, wenn ein menschlicher Körper kurz unterhalb der Hüfte endete.

»Es werden inzwischen hervorragende Prothesen hergestellt, es hat gerade im Bereich der medizinischen Hilfsmittel in den vergangenen Jahren eine rasante Entwicklung gegeben.« Der behandelnde Arzt war um ein Lächeln bemüht, einen zversichtlichen Tonfall. Die Mediziner hatten Christian Frank in ein künstliches Koma versetzt.

»Natürlich«, erwiderte Mayer höflich. Es fiel ihm schwer, sich Chris auf Krücken vorzustellen. Im Rollstuhl. In seiner

Erinnerung lebte ein anderer Mann, einer, der auf Zypern am Strand Sirtaki tanzte, sturzbetrunken, mit einer Flasche Raki in der Hand, und der dennoch jeden Schritt in perfekter Harmonie mit der immer schneller werdenden Musik auf den Boden setzte. Es war ihr letzter gemeinsamer Einsatz gewesen. »Wenn ich jemals alt werde«, hatte Chris damals gesagt, »werde ich mich hier zur Ruhe setzen.« Er hatte genügend Lebenslust für eine ganze Kompanie besessen. Jetzt lagen seine sehnigen braunen Hände reglos auf dem weißen Laken. Seine Augen waren geschlossen, und Mayer fragte sich, ob es nicht vielleicht besser wäre, wenn sie das auch für immer blieben.

»Eins der Fahrzeuge ist auf ihn gekippt, hat ihn eingeklemmt und seine Oberschenkelknochen völlig zerquetscht. Die Amputation war die einzige Möglichkeit, sein Leben zu retten«, bemerkte der Arzt, der sich vermutlich nicht das erste Mal genötigt sah, Hoffnung zu verbreiten, wo es keine gab. »Er wird lernen, mit seinem Handicap zu leben. Er hat einen starken Willen. Sonst wäre er längst tot.« Mayers Blick ließ ihn verstummen.

»Ich wäre gern einen Moment mit ihm allein«, sagte Mayer. Der Arzt zögerte, verließ dann aber doch den Raum. Mayer beobachtete, wie sich Chris' kräftiger Brustkorb im Rhythmus der Beatmungsmaschine hob und senkte. Am nächsten Tag sollte er nach Deutschland ausgeflogen werden. Es würden weitere Operationen folgen, Rehabilitationsmaßnahmen. Die Schmerzen würden bleiben. Chris hatte keine Familie, keine Kinder, für die es sich lohnte, weiterzukämpfen. Weiterzuleben. Seit mehr als fünfzehn Jahren war er in den Krisengebieten der Welt zu Hause. Mayer wusste nur zu gut, wie fremd einem das Leben in Europa werden konnte, wie schwer es war, sich wieder einzugliedern in die Normalität der Zivilisation.



Auf einer Ablage neben dem Bett lagen Chris' persönliche Sachen. Mayer nahm das Mobiltelefon. Es war ausgeschaltet. Darunter ein in Leder gebundenes Notizbuch. Auf der Innenseite des Einbandes fand er zu seiner Überraschung ein Foto von Katja. Mayer betrachtete es nachdenklich. Das kurze blonde Haar fiel ihr in eigenwilligen Locken ins Gesicht, ihr Blick aus den leuchtend blauen Augen strahlte ungebrochene Energie aus, so ganz anders als bei ihrer letzten Begegnung vor wenigen Stunden. Aber nun verstand er auch, warum. Nachdem er das KSK verlassen hatte, war in den vergangenen Jahren also mehr aus der Freundschaft geworden, die Chris und Katja verband. Er musste herausfinden, wie eng die Beziehung der beiden tatsächlich war. Er blätterte das Notizbuch durch und las die letzten Einträge. Dann ließ er es zusammen mit dem Telefon in seine Tasche gleiten. Chris würde es bis zu seinem Abtransport am folgenden Morgen nicht vermissen, und länger würde Mayers Team vor Ort zur Auswertung nicht benötigen.

Kurz darauf verließ Mayer das Klinikgebäude der Bundeswehr. Auf dem Weg zum Hubschrauberlandeplatz zog er einige Blicke auf sich, schon allein deswegen, weil er keine Uniform trug. Sein Pilot wartete bereits auf ihn. Mayer warf einen letzten Blick auf das Feldlager, das schnell unter ihnen verschwand, als der Hubschrauber an Höhe gewann und Kurs auf Kabul nahm. In brauner Eintönigkeit glitt die afghanische Landschaft vorbei. Vor ihnen erhob sich das zentrale Gebirgsmassiv des Hindukusch bis an die pakistanische Grenze. Kabul lag auf einer Hochebene in fast zweitausend Metern Höhe. Im Nordosten schlossen sich schroffe, schneebedeckte Gipfel an, türmten sich mit bis zu siebentausend Metern in den Himmel, eine unwirtliche Gegend, die sich nicht beherrschen ließ und unzählige Rückzugs- und Ver-

steckmöglichkeiten bot. Die Afghanen waren ein zähes Volk, seit Generationen im Widerstand geübt. Schon die Mongolen waren bei der Eroberung dieses Landes gescheitert und nach ihnen alle anderen, die es versucht hatten. Auch der Einsatz der ISAF-Truppen dauerte nun schon fast zehn Jahre an, und die Zahl der Opfer war in den letzten Jahren rasant angestiegen. Und mit ihnen die Kriegsmüdigkeit. Die Zeiten, in denen die Bevölkerung den Soldaten auf ihren Patrouillen zuwinkte, waren längst vorbei. Nicht einmal mehr die Kinder standen am Straßenrand. Die Menschen zogen sich zurück, Misstrauen und Angst bestimmten den Alltag, und die Zahl der Anschläge und Hinterhalte stieg kontinuierlich. Chris' Schicksal, so entsetzlich es sein mochte, war nur eins von vielen infolge eines Krieges, der nicht zu gewinnen war. Dennoch kam dieser letzte verheerende Hinterhalt einer Zäsur gleich.

»Ich gehe davon aus, dass Sie meinen Bericht bereits gelesen haben.« Mit diesen Worten eröffnete Mayer die kleine und exklusive Runde, die sich in der Deutschen Botschaft in Kabul in dem abhörsicheren Raum eingefunden hatte. Der Botschafter saß ihm gegenüber, ein großer, schlanker, grau-meliertes Mann, der auf dem diplomatischen Parkett der Welt seit vielen Jahren zu Hause war. Die beiden Stabsoffiziere der Bundeswehr, die rechts und links von ihm Platz genommen hatten, wirkten dagegen unbeholfen und klobig. Alle drei bestätigten Mayers Frage.

»Unsere Einheiten sollten Nachschubwege sichern«, fuhr Mayer fort. »Wir haben im Norden in den vergangenen Wochen immer wieder Probleme gehabt. Aber diese beiden Hinterhalte waren besser geplant und vorbereitet als alle bisherigen. Aus diesem Grund hatten sie auch solch eine verheerende Auswirkung.«